

Schön und gut

Ausstellung in der Färberei stellt große Fragen

Giesing – „On Beauty and Being Just“ ist ein wunderbar eleganter Essay der amerikanischen Elaine Scarry, in dem es der Philosophin um die nicht nur in ihrem intellektuellen Harvard-Biotop verpönte Kategorie der Schönheit geht. Scarry geht diesem tiefen Misstrauen gegenüber Schönheit auf den Grund und untermauert mit vielen Beispielen aus der Kulturgeschichte ihr Argument, dass in Schönheit eine humanistische Kraft steckt, dass sie unsere Aufmerksamkeit auch für das Gerechte schärfen kann. Diesen Gedanken greift auch eine Ausstellung auf, die noch bis zum 24. September in der Färberei, Claude-Lorrain-Straße 25 (Rückgebäude) zu sehen ist. „In Schönheit sterben ... Kann Schönheit die Welt verändern?“ lautet der spielerisch-provokante Titel, denn auch im Kunstdiskurs ist das Wort „Schönheit“ eher ein geächtetes. Und ein Künstler, der Schönes schafft, nicht ernst zu nehmen. Dem Thema stellen sich nun Künstler aus Hamburg und München: Lukasz Chrobok, Claudia Hinsch, Sibylle Klein, Alexander Raymond, Annegret Bleisteiner, Wolfgang L. Diller, Friederike & Uwe, Patricia London Ante Paris und Bernhard Springer. Sie stellen sich den Fragen: Wie subjektiviert sich die junge Kunst? Durch Formalität und Schönheit oder durch politische Aktualität? Es geht dabei um Umstrukturieren und Umformen von Denkmodellen und Orientierungsmustern. Die Öffnungszeiten der Färberei sind Donnerstag bis Sonntag von 16 bis 19 Uhr. Der Eintritt ist frei. **CZG**



„Man in Black“ nennt der Hamburger Künstler Lukasz Chrobok diesen finsternen Gesellen. FOTO: LUKASZ CHROBOK/OH

Starke Liebe

Haidhausen – Stefan K. ist 17 Jahre alt, als die Wehrmacht Polen überfällt. Der polnische Junge lernt Willi kennen, einen österreichischen Wehrmachtssoldaten. Die beiden verlieben sich, leben ihre Liebe trotz der Gefahr, denn Homosexuelle werden von den Nazis verfolgt. Und schließlich werden sie von der Gestapo geschleppt, Stefan wird gefoltert, in eine KZ deportiert. Er überlebt. Es ist eine wahre Geschichte, die der deutsch-niederländische Autor Lutz van Dijk, Jahrgang 1955, in Romanpassagen, Briefen und Filmdokumenten nacherzählt. Als sein Buch „Verdammt starke Liebe“ im Jahr 1991 in Deutschland erscheint, lebt Stefan schwer krank in Warschau. Seine Versuche, als Verfolger des NS-Regimes Entschädigung zu bekommen, waren gescheitert. „Man kann sich nicht vorstellen, welche Institutionen sich alle nicht zuständig fühlten. Wir sind nur gegen Mauern gelaufen“, erinnert sich Autor van Dijk in einem Interview an damals. Am kommenden Donnerstag, 21. September, liest er im Buchpalast, Kirchenstraße 5, aus seinem Buch. Der Abend wird musikalisch begleitet von Michael Weiß am Cello. Beginn ist um 19.30 Uhr. Der Eintritt kostet fünf Euro. Anmeldung unter Telefon 54 04 18 62. **CZG**

Der große Bellman

Gräfelfing – Über den schwedischen Nationaldichter Carl Michael Bellman (1740-1795) ließe sich viel erzählen, er war nicht nur Poet, sondern auch Komponist, Lotteriebeamt, Hofsekretär Gustavs III., leidenschaftlicher Bohemien und notorischer Pleitier. Seine Lieder sang er vor dem König und in Kneipen. Einen kleinen Einblick in das Werk des hierzulande wenig Bekannten gibt der schwedische Tenor Fredrik Ahnsjö, am Klavier begleitet von der japanischen Pianistin Kazuko Krüger, an diesem Sonntag, 17. September, 19 Uhr, im Gräfelfinger Bürgerhaus. Die beiden präsentieren zudem Stücke von Arne Dørmusgaard, Hector Berlioz und Carl Nielsen. Der Eintritt kostet 15, ermäßig zehn Euro, Tickets gibt es nur an der Abendkasse. **CZG**

VON JUTTA CZEGUHN

Der Mann ist allem Anschein nach noch nicht ganz wach. Seine Augen hat er fest zugewinkelt auf diesen vergilbten Schwarz-Weiß-Fotos, die so aussehen, als wären sie von einem missgelaunten Erkennungsdienst-Beamten aufgenommen worden. Bei näherem Studium der seltsamen Schnapshots fällt auf, dass die Gesichtsbehaarung des müden Zausels von Bild zu Bild lichter wird. Das Kuriose dabei: Die Spuren der Rasur finden sich noch heute auf einem Brief, dem die Fotos anhaften. Überall Barthaare, als hätte ein schludriger Barbier sie einfach vergessen. Pfffff, man möchte sie wegputzen, doch das wäre dann womöglich ein Fall für die Haftpflichtversicherung.

„Bartschneidezeremonie“, 5.8.1982, Chossy-Arnulf Rainer, 8.30-9.30“ heißt es zur Erklärung auf einem Zettel. Bei den Fotos und den dunklen Haarborsten handelt es sich um keinen verschlammten Polizeiakt, sondern um eines der hinreißendsten

Haare überleben uns Sterbliche, das hat Dalís Schnurrbart jüngst gezeigt

Stücke in der an Kuriositäten reichen Sammlung von Regine von Chossy. Im Atelier-Keller der Künstlerin im Münchner Westend befindet sich, verstaubt in alten Koffern, ein Haarmuseum. 1982 war Chossy eine junge Assistentin an der Akademie der Bildenden Künste und damals – wie heute immer noch – auf der Jagd nach Haarspenden. Arnulf Rainer, der österreichische Übermalungs- und Überraschungskünstler, hatte sich zur Rasur bereit erklärt. Dass Regine von Chossy jedoch in aller Herrgottsfrühe in seinem Hotel auftauchen und sich beim Portier als seine Bartpflege-Fachkraft ausgeben würde, damit hatte er nicht gerechnet.

Nicht zugegen war Chossy, als ein anderer Künstler-Fürst für ihr Museum die Pinzette ansetzte. Von ihm – Daniel Spoerri – kamen die Haare per Post, adressiert an die „Chussel-Chossy“, wie sie der berühmte Schweizer Kunstprofessor damals an der Akademie nannte. „Er fand meine Idee so durchgeknallt, dass er mitmachen wollte“, erinnert sich Chossy. Spoerri, dem Absurden nicht abgeneigt, sandte ein überaus schaubares Haarkontingent: akkurat einzeln weggeputzt von Arsch, Schwanz, Bauch, Achsel und Braue. Regine von Chossy erzählt das mit saloppem Lachen. Dabei wär's an der Zeit für ein kurzes „Igit!“.

Der Ekel, warum nur immer dieser Ekel, wenn es um Haare geht? Regine von Chossy selbst liebt Haare, möchte ihrem Gegenüber spontan durch die Frisur wuscheln. „Eine frühkindliche Prägung“, lautet ihre Selbstdiagnose: „Immer wenn ich geschrien habe, hat mir meine Mutter ihren russischen Pelz zur Beruhigung gegeben.“ Die neurotischen Enthaarungstendenzen in der Gesellschaft sieht sie als Ausdruck von Verklemmtheit. Oder als Reaktion der Sterblichen, die ahnen, dass ihre Haare sie überleben werden, wie jüngst wieder bei der Exhumierung von Salvador Dalí bewiesen. Sein legendärer Zwirbelschnurrer war noch völlig intakt.

Für Regine von Chossy bedeuten Haare Sinnlichkeit und Energie. Das Wort „Energie“ fällt häufig an diesem Vormittag in ihrem winzigen Atelier an der Gollierstraße, einem ehemaligen Milchladen, in dem man sich kaum umdrehen kann. Hier entsteht das, was Chossy „energetisches Zeichnen“ nennt. Da schwingt und klingt es zuweilen nicht nur auf Papier und Leinwand. Die Künstlerin hat auch eine ausgebildete Sopran-Stimme, die sie in ihren Akteurenkursen an der Akademie der Bildenden Künste München und an der Kunstakademie Bad Reichenhall zum Ein-

satz bringt. Oder beim Vortrag ihrer Haarmusik. Chossy kramt nach einem Partiturblatt, auf das sie kleine Haarknäuel geklebt hat, die nun wie wirre Noten-Nester aussehen. Wie sich das anhört? Chossy räuspert sich kurz. Hähüm ... In etwa so,

als würde jemand mit dem Lautstärkeregler spielen, während Cecilia Bartoli eine Arie singt.

Zeit, in ihren Atelier-Keller im Hinterhof hinauszusteigen, um noch mehr Haarprouben zu sehen aus dem Museumsbe-

stand. Man müsse keine Angst haben, die Exponate könnten zu lebendig sein. „Für eine Ausstellung in der Kasseler Grimwelt wurde alles dekontaminiert“, sagt sie, wieder mit diesem beiläufigen Lachen. Ihr gesamtes Museum lag sechs Wochen in ei-

Behaarlich

Bartstoppen von Arnulf Rainer oder gezupfte Brauen von Daniel Spoerri – in Regine von Chossys Atelier-Keller lagert in Koffern ein sehr spezielles Museum



Nur selten kann Regine von Chossy (unten) ihr Haarmuseum in Vitrinen präsentieren, meist lagert es in Koffern in ihrem Atelier-Keller im Westend. Zu den kuriossten Stücken ihrer Sammlung gehören Bartstoppen des Künstlers Arnulf Rainer (links).

FOTOS: ROLAND JUNG/ZH (2) CATERINA HESS (2)

nem Stickstoffzelt! Trotzdem beginnt nun die Kopfhaut nervös zu jucken beim Anblick der Haar-Schätze, die sonst in Gefrierbeuteln ruhen. Denn dies ist ein schlafendes Museum, das quasi auf gepackten Koffern sitzt, aber nur selten verreisen darf. Auf den Tischen herrscht ein unhierarchisches Durcheinander, bei dem sich dennoch alles aufeinander zu beziehen scheint, von Chossy mit Intuition und Lust am Spiel ironisiert. Ein Universum aus Kitsch, Ironie und Poesie.

So könnte der mit Haar ausgestopfte Melitta-Filter eine Hommage an Meret Oppenheims berühmte Tasse mit dem Gazellen-Pelzbesatz sein. Surreal(istisch) auch der Fahrradsattel mit Haarüberzug, eine Uhr, aus der Haare wachsen, eine haarige Gondel, ein großes Wandvlies, das sich wie Fell anfühlt. Als wären es wertvolle Perlen, streicht Chossy über die Haarkugeln an einer Kette, die ihr eine Goldschmiedin geschenkt hat. Dem Museum wurden etliche schön geflochtene Zöpfe vermacht. Zu jeder Spende kann Chossy eine Geschichte erzählen, denn anonyme Gaben hat sie nicht so gerne. Nicht alle sind schön, manche traurig oder eigenartig. Sie greift ein Marmeladenglas, in dem dünne Haare sitzen. „Die wurden jemandem abgeschnitten, als er mit 15 Läuse hatte, keine Angst, es ist fest verschlossen“, sagt Chossy ungeniert. Besonders liebt sie einen wüsten-sandfarbenen Schnurrbart, das Geschenk eines Kollegen. Oder die vielen Grußkarten mit blonden Strähnen, sie stammen von Studenten aus dem norwegischen Bergen, wo sie eine Gastprofessur hatte. Chossy ist überzeugt, dass es einen Zusammenhang zwischen der Haarstruktur und dem Charakter eines Menschen gibt. Da müsste mal jemand forschen.

Arnulf Rainer und Daniel Spoerri sind mittlerweile sehr alte Männer, ihre Haare sind längst schlohweiß. Die Spenden dieser Ikonen könnten heute auf dem Kunstmarkt viel Geld wert sein. Regine von Chossy will von einem Verkauf nichts wissen. Doch wie gerne würde sie ihr kleines Haarmuseum wandern lassen, dass es unter Leute kommt. Oder aber einen guten Ort dafür finden.

Giesinger Stüberl

Die klassische Boazn ist ein vom Aussterben bedrohtes Biotop. Johannes Boos hat ihr einen Film gewidmet

Giesing – Man kann von der Rückkehr der Sechziger nach Giesing halten, was man will. Eines aber lässt sich nicht leugnen: Der einen oder anderen Boazn im Dunkelkreis des Grünwalder Stadions beschert der Fußball zumindest an jedem zweiten Spieltag zusätzliches Geschäft. Und für diese Sonderkonjunktur dürfte so mancher Wirt auch dankbar sein, gehören doch viele Boazn und Stüberl einer vom Aussterben bedrohten Unterart der Gastronomie an. Zu diesem Schluss kommt Johannes Boos, der ein Jahr lang die letzten noch existierenden Biotope dieser ganz speziellen Kneipenkultur filmisch erkundete.

Den Anstoß zu dem Projekt lieferte dem 39-Jährigen ein persönliches Erlebnis: Das Stüberl in seinem Wohnblock an der Perler Straße hatte dichtgemacht. Und so beschloss Boos, von Beruf Pressesprecher eines Münchner Unternehmens, diese Refugien mehr oder weniger durstiger Menschen einmal auszuleuchten. „Hinter Milchglas und Gardinen“ ist der Titel des Streifens, der dabei entstand. Nebenbei ist er auch zur „Abschlussarbeit“ geworden für den Blog „giesingaloro“, den Boos bis in den Sommer dieses Jahres unterhalten hatte. Jedenfalls wirft Boos einen Blick von außen und innen auf nicht ganz 30 Bo-

azn, die es in Unter- und Obergiesing noch gibt, spricht mit Wirten und Gästen.

Und die sind ganz anders, als Johannes Boos erwartet hat: Überraschend leicht sei es ihm gelungen, mit den Menschen vor und hinter dem Tresen ins Gespräch zu kommen. Hauptkenntnis Nummer eins: Das Klischee von der Boazn als Hort von Kampftrinkern und Abgestürzten ist falsch. Hauptkenntnis Nummer zwei: Die Boazn erfüllt eine wichtige soziale

In der Boazn findet die Oma immer jemanden, der ihr den Einkauf nach oben trägt

Funktion als Ort der Kommunikation und gelebter Nachbarschaftshilfe. Da findet die Oma vor nebenan oft ganz problemlos einen Gast, der ihr den Einkauf die Treppe hochträgt, in der Wohnung eine Glühbirne austauscht oder eine kleinere Reparatur erledigt. Boos hat Boazn als „Um-schlagplatz für Gefälligkeiten“ kennengelernt, für die nicht großartig bezahlt werden muss, abgesehen vielleicht von ein, zwei spendierten Bieren. Und so hat jede Boazn ihr eigenes Publikum, ihren eigenen Charme, ihre eigene Qualität – et-

was, das man auf den ersten Blick vielleicht nicht erkennt“, sagt Johannes Boos.

Umso hilfreicher könnte bei der Erforschung dieses Phänomens der analytische Blick des Wissenschaftlers sein. Tatsäch-

lich kommt im Film der Soziologe Thomas Krämer-Badoni zu Wort. Er ist Mitautor des Buches „Die Kneipe. Zur Soziologie einer Kulturform“, eines Standardwerkes zum Thema. Der notwendige Sachver-

stand, um sich auch zu Münchner Boazn zu äußern, durfte somit als gegeben vorausgesetzt werden. Boos hat den Soziologen extra in Bremen besucht, um ihn zu befragen. Dabei sind Boos die Gründe, warum die Boazn allmählich verschwinden, durchaus selbst bekannt: Unter anderem bleiben die Rentner aus, die früher oft schon vor- und nachmittags die Stüberl besuchten. Entweder, weil sie aus der Nachbarschaft verschwinden, Stichwort Gentrifizierung, oder es am Geld mangelt. Die steigenden Mieten wiederum machen es den Wirten schwer, mit ihrer Mini-Kneipe den Lebensunterhalt zu verdienen.

Verschärft wurde ihre Situation, glaubt Boos, durch das Rauchverbot: Seitdem die Gäste zum Qualmen vor die Tür müssen, häufen sich die Beschwerden von Anwohnern bei den Vermietern beziehungsweise die Anrufe bei der Polizei. In der Folge wirft der eine Wirt entnervt hin, dem anderen kündigt der Hauseigentümer.

Was aber macht die Boazn zu einer Boazn? Neben mehreren anderen Aspekten hat Johannes Boos zur Beantwortung dieser Frage das absolute Killer-Argument parat: „Eine Boazn darf keinesfalls den Eindruck erwecken, hip sein zu wollen.“

HUBERT GRUNDNER



Die Bierdeckel schön in der Tischmitte – so schaut's aus im Maibaumstüberl, einem der Schauplätze in Johannes Boos' Film „Hinter Milchglas und Gardinen“. FOTO: BOOS